

André Imer
Georg und Thea
oder
Das Buch

verlag die brotsuppe



André Imer

Georg und Lea
oder
Das Buch
Erzählung

verlag die brotsuppe

www.diebrotsuppe.ch

ISBN 978-3-905689-45-7

Alle Rechte vorbehalten

© 2013, verlag die brotsuppe, Biel/Bienne

Umschlag, Satz: Ursi Anna Aeschbacher, Biel

Herstellung: www.cpibooks.de

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese

Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;

detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über

<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Es war die Sache weniger, erregender Augenblicke gewesen. Er hatte ihre Hand gestreichelt, leicht und leise, und mit ganzer Hingebung. Und sie hatte ihn gewähren lassen. Ja, sie war sogar auf sein Spiel eingegangen, voller Ernst und Besonnenheit, und dies hatte dem Druck ihrer Finger etwas unendlich Zartes und Süßes verliehen, so dass er vor lauter innerer Beglückung hätte aufschluchzen mögen. – Später dann hatte er sekundenlang sein Gesicht in ihr weiches, seidenes, betörend duftendes Haar vergraben und sehnsuchtsvoll mit seinen Lippen darin gewühlt, wissend, dass es das erste und letzte Mal war –, dass es einmal sein würde und dann nie mehr. Und auch diesmal hatte sie ihn nicht zurückgestossen, obwohl ihr bekannt war, wie es um ihn stand, und dass deshalb zwischen ihnen nichts sein konnte, sein durfte. Seinetwegen nicht. Ihretwegen nicht.

Ja, so war es gewesen: ein Spiel zwar, aber ein Spiel mit dem Feuer, ein Spiel mit dem Leben. Eigenartig und voll lauerndem Dunkel, und zwischen ihnen viel Unausgesprochenes, viel Unaussprechliches – beklemmend wie das Brodeln der Hitze vor dem weitgeschwungenen Brückenbogen zu ihren Häuptern.

Und nun sah er auch wieder vor sich, was nachher geschehen war. Wie sie, Schlafwandlern gleich, von der Bank aufgestanden und wieder in die warme Nachmit-

tagssonne hinausgetreten waren; wie sie an den seltsamen vielfältig wuchernden, fremdländischen Bäumen und langstieligen Pflanzen vorbei den stillen Park verlassen und sich noch einmal verstehend und verstohlen die Hand gedrückt hatten, bevor es sie wieder in das Gleisen und die Unruhe des städtischen Verkehrs hineinriss. Und erinnerte sich daran, welch sonderbares Gefühl sie plötzlich beschlich, als im Moment keines von ihnen in Wahrheit gewusst hatte, warum es so sein musste, dass sie das Glück, das ihnen so nah, so träumerisch nah gewesen war, fortwerfen mussten – fortwerfen an all diese Menschen, die ihnen doch so gleichgültig, so fern waren – fortwerfen an die brandende Hast und Unrast des Alltags: als ob sie nicht beide ahnten, was sie dabei alles verloren an Unwiederbringlichem, an wehem Beglücktsein, an tiefem Erschauern.

Und doch: so hatte es sein müssen. So hatten sie es gewollt. Und so stand es in ihnen geschrieben, zutiefst in ihnen, dort, wo sich des Menschen innerstes Schicksal vollzieht; dort, wo jeder ganz alleine ist.

So wollte es das Gesetz in ihnen, das unerforschliche, unverständliche ...

Und dementsprechend war denn auch ihr Abschiednehmen ausgefallen: mitten auf der Strasse, mitten unter den vorbeihastenden Passanten und vorbeiflitzenden Autos – beinahe flüchtig – als gingen sie sich schon nichts mehr an – als sei jedes von ihnen schon ganz darauf bedacht, zu sich selbst zurückzufinden – als sei zwischen ihnen nie etwas anderes gewesen als oberflächliche, lächelnde Höflichkeit.

Sie hatten gewusst: es war ein Abschied für immer ...

Georg war kein Mensch wie die anderen. Er wohnte, ganz allein, am Rande der Stadt, da, wo das Meer der Felder und Wiesen an die letzten Häuserblöcke brandet. Hier, in dieser Welt der Gegensätze, der Häuser und Gärten, der Asphaltstrassen, der Bäume, der Neubauten und Feldwege, gefiel ihm das Leben. Hier war er ungestört, fern vom vielfachen Tosen der Stadt und ganz nah, ganz nahe dem Atmen der freien Natur, ganz nahe den trägen weissen Wolken, ganz nahe dem wilden Wind – war ein Kind der Sonne, ein Kind des Mondes und der zuckenden Sternensaat. Hier konnte er unbehelligt seine vielen bunten, manchmal gefährlichen Träume leben, sie hegen wie ein Gärtner seine Blumen; Bücher lesen, malen, musizieren, ganz nach Herzenslust; und vor allem bummeln, immer wieder bummeln, sei es nun Frühling, Sommer, Herbst oder Winter, stundenlang durch die rote, blaue, grüne, weisse, durch die gelbgesprenkelte oder braungetigerte Landschaft, durch Wälder, durch Röhricht, durch Weiden oder dem Fluss entlang, dem silbernen, dem rauschenden, dem ewig fliessenden Fluss entlang – ohnfort, als sei jeder neue Spaziergang bloss die Fortsetzung der immer gleichen, ein Menschenleben lang dauernden Reise durch die immer gleiche, immer anders geartete Landschaft.

Mit seinen Mitmenschen aber verkehrte er so wenig wie möglich. Ihre Denkweise, ihre Gefühle, ihre Handlungen waren ihm in den meisten Fällen so fremd, so rätselhaft, kamen ihm so verzerrt, so verfälscht, so spröde

vor, dass er nach Möglichkeit jeden Umgang mit ihnen mied. Die Menschen waren einfach viel zu enttäuschend. Waren unberechenbar, waren launisch und falsch, viel falscher als Tiere. Man wusste nie recht, woran man mit ihnen war. Sie sprachen vom Staat, sie sprachen von Gott, sprachen von Menschenwürde, von Politik und vom Geldverdienen. Aber sie wussten nicht, wovon sie sprachen. Sie sprachen von Dingen, die es entweder nicht gab, oder die sie nicht verstanden. Und lebten dahin wie Maulwürfe. Dumpf. Wühlend. Mit Blindheit geschlagen. Ja, selbst wenn sie die gleichen Worte gebrauchten wie er, so war dies nur ein rasch geborstener Trug; denn mochten auch die Worte die gleichen sein, so war doch der Sinn ein verschiedener. Als sprächen sie eine Sprache, deren er nicht teilhaftig war ...

So fremd, so ungeheuerlich fremd waren ihm die Menschen.

Ja – und trotzdem war es schön. Es war sogar viel schöner so. Und hätte er es gekonnt: er hätte es gar nicht anders haben wollen. Denn das Abseitsstehen gab seiner Existenz erst Wert und Inhalt. Das Alleinsein. Das Aufgehen in der Natur ringsum. Das herbe Reifen in der Einsamkeit und in der Stille.

Aber auch die Besuche seiner Freunde: jedes Mal ein Fest, wenn sie erschienen, Guy, Karl, Raymond – viel zu selten nur, wie ihm schien – abends, zu Gruss und Trunk, oder an einem Sonntagmorgen etwa, wenn die Welt glashell ist und leuchtend in ihrer Ursprünglichkeit und ferne Glocken läuten. Dann ja, dann war es schön zu leben. Und hatte auch sein Abseitsstehen einen Sinn, seine glühende, farbige Einsamkeit – sein Traum-

leben: im Gedankenaustausch mit ihnen – im gemeinsamen Schwärmen für Bücher und Bilder – im freudigen Gegeneinanderklirren der Weingläser.

Dies, ja – dies war er, Georg. Und dies war sein Leben.

War sein Leben gewesen, bevor er Thea kennengelernt hatte ...



Als es gegen Abend ging, trat Georg auf die Strasse hinaus. Noch immer fieberte in seinen Adern die Erinnerung an den Nachmittag, an das Erlebnis mit Thea. Und zutiefst in seinem Innern schmerzte etwas – so bang, so süß, wie nur das wirklich Schöne, das unfassbar Schöne schmerzt, wenn es an einen auf Augenblicke herangetreten ist.

Oh, es war ihm – er wusste nicht wie. So merkwürdig, so neu, so verzaubert hatte er die Welt noch nie gesehen. Auch als Kind nicht. Auch als Jüngling nicht, der seinen Körper entdeckt. So märchenhaft vertraut. So wirklich. So lebensnah.

Und weil er allein mit sich, allein mit seinen Gedanken, allein mit dem Gesang in ihm sein wollte, bog er von der Stadt ab, hinein in die blühenden Wiesen und wärmeduftenden Matten, und zog, den Weissdornhecken entlang, immer weiter hinaus, an uralten, dunklen Eichen vorbei, bis nichts mehr ihn umgab als sirrende, singende Stille und in sich ruhende, sich selbst genügende, gläubige Natur. Durch seinen Körper aber geisterte weiterhin der Zauber des vor wenigen Stunden Erlebten,

und wurde langsam zur erlösenden, allumfassenden Melodie, zum berauschten Loblied auf die verwirrende, weise Launenhaftigkeit des Lebens. Niemals, nein, niemals hätte er geglaubt, dass ihm dereinst solches noch widerfahren würde, dass ihm solches in seinem Dasein noch einmal beschieden wäre ... Und trotzdem war das Wunder geschehen ... Das Unvorstellbare hatte sich vollzogen – ganz anders zwar, als er es dunkel erhofft, in ganz anderer Gestalt, und doch: so unsagbar zart, dass ihm jetzt, da es schon der Vergangenheit angehörte, schon beinahe wieder wie ein Wunschtraum vorkommen wollte – ein Traum voll leise klingender Trauer und unerfüllter, schürfender Sehnsucht.

Allmählich aber, wie er so um sich schaute, die Blicke schwer vom Golde des Spätsommerabends, und das Erfülltsein ihn fast zu ersticken drohte, da kam es ihm an, dass das, was gewesen war, nicht so enden durfte, dass seinem Erlebnis mit Thea noch die Krönung fehlte – dass, damit es vollkommen werde, noch etwas geschehen musste, das ihm die letzte, höchste Weihe gab. Nein, so durften sie nicht auseinandergehen! War es schon so, dass sie sich nicht mehr sehen sollten, so musste doch wenigstens von ihrer Begegnung etwas zurückbleiben, das die Jahre überdauerte und sie bis hinauf in das hohe Alter begleiten würde: etwas, das sich dann immer einstellen würde, wenn eines von ihnen wieder einmal an der Welt und ihrem bunten Treiben sattgeworden, bei sich selbst, in der eigenen, langen Vergangenheit, Einkehr zu halten gedächte.

Doch was sollte dies sein, das dem Ganzen die letzte Rundung gab, das Zufällige, Persönliche ins Ewiggültige

erhob, dem kurzen Augenblick Dauer verlieh? Langsam, immer langsamer schritt jetzt Georg durch die eindunkelnden Felder – wie zufällig wieder heimzu – (denn das Glück, war es nicht überall?, und war nicht das Begnadetsein überall, für den, der es zu erhaschen wusste?...) Plötzlich aber kam es über ihn wie eine Erleuchtung; denn wie er so einherschritt, eine leichte Mattigkeit in den Gliedern, wie nach einer ersten Liebesnacht, da wusste er auf einmal auch, was das Schicksalshafte war, das ihm Thea für immer näherbrächte – über Länder hinweg, über Jahre hinweg, über Menschen hinweg, sie zwingen würde, auch dann noch an ihn zu denken, wenn alles andere bereits wieder von ihr abgefallen, in ihr abgestorben wäre. Das Schicksalshafte, das Bindende, das Verpflichtende ... Oh, es war im Grunde genommen ganz einfach – so einfach, dass er staunen musste, nicht schon früher auf den Gedanken gekommen zu sein: er musste Thea etwas wirklich Liebes antun, er musste ihr eine Überraschung bereiten, musste sie derart beschenken, dass ihre Seele davon berührt und wundgemacht wurde wie eine vom Wind zerzauste, vom Wind geliebte, vom Wind befruchtete Blüte.

Freudig erregt, so leicht das Richtige getroffen zu haben, begann Georg wieder stärker auszuschreiten. Kaum aber war er ein Stück weit gegangen, als auch schon die Frage nach der Art des Geschenkes, das er Thea zu geben gesonnen war, quälend und übermächtig vor ihm aufstand und ihrerseits Antwort erheischte. Und diese Frage, das merkte er sofort, war schon viel schwerer zu beantworten. Ja, er musste einsehen, dass es noch viel, sehr viel brauchen würde, bis er soweit wäre, dass er

dem, was er unruhig in sich auf- und abfluten fühlte, den richtigen, durch ein Geschenk mitteilbaren Ausdruck, bis er dem Verstecken, Heimlichen, das ihn erfüllte, die entsprechende, alleingültige, alleinmögliche Gestalt zu geben vermöchte. Denn dies wenigstens war ihm schon jetzt Gewissheit: das Geschenk an Thea durfte kein gewöhnliches, sondern musste eines sein, das dank seiner Einmaligkeit, dank seiner Einzigartigkeit und Unersetzlichkeit sich unter allen anderen, die sie je erhalten hatte, hervortäte, sie alle überstrahlte. Nur unter dieser Bedingung durfte er erhoffen, dass seine Gabe in ihrer ganzen umfassenden Bedeutung entgegengenommen und anerkannt, dass das Symbolhafte daran gewürdigt werde. Denn auch dies war ihm klar: dieses Geschenk musste Thea ihm hörig machen, sie in gleicher Weise an ihn ketten, wie auch er, seitdem er sie zum ersten Male erblickt hatte, sich ihr verhaftet wusste.

Noch immer war Georg mitten auf dem Lande. Kornfelder wogten ockerfarben im anhebenden Abendwind, schwarze Wälder umsäumten zackig alleinstehende, mit alten Obstgärten umstandene Bauernhäuser – und wieder streckten sich am Wege, versponnen und eigenbrötlerisch, voller Hintergründigkeit, die mächtigen dunklen Eichen. Noch zwei Wegbiegungen, noch eine – und dann würde unvermittelt die Stadt wieder anfangen, Häuserblöcke würden sich wuchtig gegen den sommerlichen Abendhimmel abheben, Gekreis von haltenden Trams, Hupen von Autos, Klingeln von Fahrrädern würden eigenartig schrill und wesenlos herübertönen ... Georg zögerte einen Augenblick. Ja, alles würde wieder anders sein. Und vom Zauber der verflossenen Stunde

(ach, er wusste es nur zu genau) bliebe nichts zurück als eine schimmernde, flackernde Erinnerung, das ziehende, quälende Gefühl von etwas Gutem und Verlorengegangenen. War es da nicht verfrüht, sich schon jetzt heimwärts wenden zu wollen?

Unschlüssig blieb er stehen und überlegte, was er tun sollte. Dann entschloss er sich, noch den Umweg zu nehmen über eine kleine schmucke Arbeitersiedlung mit gepflegten, üppigen Gärtchen, die etwas weiter vorne an die Stadt grenzte. So wenigstens würde er ohne störenden Kontrast, ohne allzu grosse Enttäuschung heimgekommen. Und so wäre es ihm noch einige wunderbare Minuten lang, als sollte dieser Tag trotz besseren Wissens kein Ende nehmen, und als läge das Erlebte nicht schon lange in tosender Ferne zurück, wie alles Gewesene.

Wie er nun aber weiterzog, den Blick geniesserisch in die längs des Weges träge in der Abendsonne da liegenden, herb nach Erde und Pflanzenwuchs duftenden Krautgärten verfangen, vorbei an kleinen verfallenen Holzzäunen und -hütten, vorbei an alten, mit abgestandenem, lauem Regenwasser vollgefüllten Fässern, gewahrte er aufs Mal, keine dreissig Meter vor sich, drei oder vier Pappeln, deren Blätter wunderbar silbern im Winde erschauerten. Dahinter aber leuchtete der Himmel in reinster, tiefer Abendbläue so frisch, so frohgemut, dass es aussah, als zeige er erstmals sein wahres Gesicht. Oh, wie dies zusammenklang, dieses dunkle Blau und dieses unruhige, silberne Rieseln der Blätter! Georg wurde es plötzlich ganz seltsam zumute. Wie ein Wunder kam es ihm vor. Das war es ja gerade, was er meinte. Genau so. Dieses silberne Blinken auf strahlendem Hintergrund – diese

zitternde Unruhe – dieses sehnsüchtige Erschauern ... Oder entsprach dies etwa nicht dem, was er schon den ganzen Nachmittag über gefühlt hatte? Und war es denn nicht gerade das, was er Thea mit seiner Gabe gerne ausgedrückt hätte? ... Diese Übereinstimmung dessen, was in ihm, und dessen, was um ihn war? – War all dieses Unaussprechliche nicht immer, immer wieder das Gleiche, nicht zu fassen zwar, nicht zu deuten und nicht festzuhalten, aber immer gleich erregend, gleich unbegreiflich, wann und wo es ihn auch überfiel – gleichgültig, ob es in seinem Innern erklang oder in der Aussenwelt zur Entfaltung kam? ...

Ja, nun wusste er, welcher Art das Geschenk an Thea sein würde, jetzt erst hatte er in seinem Innern das klare, untrügliche Gefühl dafür. Jetzt galt es bloss noch, dieses Geschenk in die Wirklichkeit umzusetzen, den geeigneten Gegenstand auszuwählen. Doch dies, dessen war er nun überzeugt, würde ihm kaum mehr schwerfallen. War doch die Welt um ihn so reich an Schönerem, an Seltenem, an Kostbarem. So voller Möglichkeiten. So voller Formen, unerschöpflich wie das All ...

Beglückt schritt Georg jetzt heimzu. Es wurde ihm fast feierlich zumute. Ja, der heutige Tag hatte, wie selten einer, Tiefe und Gehalt gehabt, wie selten einer, Sehnsucht und Erfüllung geboten. Was wollte er denn noch mehr? Konnte das Leben überhaupt noch mehr hergeben als einen solchen Tag? Oder – kam etwa ein solcher Tag nicht schon selten genug vor?, drei- oder viermal im menschlichen Dasein – wenn es gut geht?

Wahrlich, noch nie hatte er wie heute in Übereinstimmung mit allem, was ihn umgab, gelebt, aus allem, was

um ihn war, so klar, so deutlich die gleiche abgründtiefe Melodie herausgehört. Heute war alles ein und dasselbe; die Gegensätze, an denen er sich sonst stündlich stiess, waren wie aufgehoben, er war eins mit der Umwelt – und das war gut so, er hätte gar nicht sagen können, wie gut das war, und dass es so etwas überhaupt gab ...

Eine wunderbare Leichtigkeit überkam ihn jetzt, eine prickelnde Gelöstheit, glasklar wie ein junger Rausch. Eine Gelöstheit, spiegelblank, durchsichtig wie Wasser. Ein Scharfblick, wie man ihn nur ganz selten, in den ganz wenigen kristallreinen Augenblicken des Daseins besitzt. Und auf einmal war es ihm, als habe alles einen Sinn, als sei alles notwendig und gut, auch das, was man verwirft, auch das, was einen leiden macht. Ja, auch das Böse, auch das Hässliche. Die Wunden und die Geschwüre. Eiter und Krebs. Als müsse alles sein: die Krankheit, das Siechtum, das Verbrechen, die Lüstertheit. Alles, was des Menschen Leben ausmacht. Das Altwerden. Das Bewusstwerden. Das Sichbescheiden – und das Verzichtenmüssen. Die Einsicht in das, was ist, und die Einsicht der eigenen Vergänglichkeit. Als sei nur auf diese Art Läuterung, Fortschritt, Genesung möglich: durch das Lebenmüssen. Durch das Sterbenmüssen. Denn auch dies, wollte ihm scheinen, hatte seinen Stachel eingebüsst, seine fürchterliche Wirklichkeit: das Sterbenmüssen – das Versinken – der schwarze Tod. Als sei auch dieses Letzte, Unbegreiflichste, Grausamste der einen, einzigen, dunklen Melodie teilhaftig, wie alles, was war, wie alles, was er fühlte und dachte.

Irgendwo aber, nicht weit von hier, im kleinen dämmrigen Nachtlokal, sass Thea vor ihrem Klavier und strich